

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der räffelhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Ein Zusammentreffen.

Der Rittmeister ging mit nervösen Schritten im Zimmer hin und her.

„Dah mich einmal überlegen,“ sagte er. „Ich habe ein Gefühl, als ob sich finsternes Gewölk um mich sammelte. Ich wiederhole noch einmal, daß ich Oberst Volger an jenem Tage mit keinem Blicke gesehen habe, aber so wie sich die Beweise gegen mich anhäufen, fange ich an, an mir selber, an meinem Verstande zu zweifeln.“

Der Detektiv zog eine Skizze von der Lage der beiden Gutshöfe hervor und sagte:

„Gibst du mir zu, daß du etwa um halb vier Uhr eine Zusammenkunft mit Dagny, der Tochter des Obersts, an dem Kreuzweg in der Nähe ihres Hauses gehabt hast?“

„Ja.“

Asbjörn Krag notierte sich die Zeit auf ein Stück Papier.

„In solchen Sachen, wo die Entscheidung von ein paar Minuten hin oder her abhängen kann, ist es gut, alles in Ordnung zu haben,“ murmelte er. Dann fuhr er fort:

„Es scheint festzustehen, daß der Oberst zwischen dreieinhalb und vier Uhr überfallen worden ist. Mit anderen Worten, wenn jemand auftritt und behauptet, du seiest von dem Zusammentreffen mit Dagny direkt aufs Feld geritten und habest den Oberst zu Boden geschlagen, so ist die Möglichkeit nicht zu leugnen. Wir können nicht beweisen, daß das nicht geschehen ist.“

„Aber der andere kann auch nicht beweisen, daß es geschehen sei,“ sagte der Rittmeister.

Asbjörn Krag wippte mit dem Bleistift in seiner Hand.

„Doch!“ sagte er.

„Was meinst du?“

„Wenn ich jetzt dieser andere wäre, so könnte ich es so gut wie beweisen. Jedenfalls sind eine Menge Anzeichen aufgetaucht, die es sehr wahrscheinlich machen.“

„Du mußt dich näher erklären.“

„Gut. Ich komme noch einmal auf den Stall und dein Pferd zurück. Sein Hufeisen des linken Vorderbeines ist also entzweigebrochen.“

„Das hast du schon einmal gesagt.“

„Der Boden um den Tatort her zeigt deutlich, daß der arme Oberst von einem Reiter verfolgt worden ist. Du hast selbst gesagt, daß es hier in der Gegend nicht viele Menschen gibt, die reiten.“

„So viel ich weiß, nur den Oberst und mich. Und dann Dagny.“

„Das ist ja schon sehr verdächtig. Und nun kommt das Allerverdächtigste: der Mann, der den Oberst verfolgt hat, ritt ein Pferd mit einem zerbrochenen Hufeisen.“

Der Rittmeister verbarg das Gesicht in den Händen. „Wenn du das alles sagst, so muß es ja richtig sein,“ sagte er. „Aber ich kann es einfach nicht verstehen. Das ist mir ein vollkommenes Rätsel. Ich bin sofort nach meiner Unterredung mit Dagny nach Hause geritten.“

„Und wenn wir diese Umstände mit den übrigen zusammenbringen, mit deinem ganzen Auftreten hier, der plötzlich gelösten Verlobung mit Dagny, deinem Brief an den Oberst und so weiter, so ist tatsächlich die Beweisette geschlossen. Dieser Freund, wenn der Oberst in diesem Augenblick tot sein sollte, so bist du der Mörder.“

Aschfaß im Gesicht sprang der Rittmeister auf und stürzte auf Krag zu. Gelassen schob ihn dieser zurück.

„Ich meine juristisch,“ sagte er. „Juristisch bist du der Mörder, moralisch nicht. Ich bin nämlich überzeugt, daß du es nicht getan hast, daß du vollständig unschuldig bist und daß eine Kette von räffelhaften und sonderbaren Ereignissen dich in so schweren Verdacht bringt. Das wird ein schwieriger Fall, und ich kann nicht dafür stehen, daß du nicht beim nächsten Verhör verhaftet wirst.“

„Ich kann nur nicht begreifen, wer der Täter sein könnte,“ rief der Rittmeister. „Der Oberst hat ja nur Freunde hier in der Gegend. Und eine solche Untat bedingt doch eine Todfeindschaft.“

„Überleg dir einmal die Sache, vielleicht kommst du dann auf eine Spur,“ erwiderte Krag. „Denk einmal an die Veränderung, die plötzlich mit dem Oberst vorgegangen ist. Erst hatte er nicht das mindeste gegen dich und hätte dir gerne seine Tochter zur Frau gegeben. Dann kam plötzlich der Umschwung, ohne daß du dir eigentlich den Grund erklären konntest. Der Oberst, der vorher lebhaft, mitteilend, gesellschaftlich und lebenswürdig gewesen war, schlug mit einem Male gerade ins Gegenteil um. Er wurde finster und verschlossen, beinahe feindselig. Das alles deutet darauf hin, daß ihn ein großes Unglück getroffen hat. Zugleich wurde dir bekanntgegeben, daß von einer Heirat zwischen dir und der Tochter des Obersten keine Rede mehr sein könne, und die Verlobung ging stracks in die Brüche. Es sei nichts geschehen, behauptest du, und dasselbe sagt die Tochter und hat auch der Oberst gesagt. Es ist also nicht irgend ein Ereignis daran schuld. Daß... muß es ein Mensch sein, der diese Veränderung bewirkt hat, derselbe Mensch, der den Brief schrieb, den der stellvertretende Amtsrichter als von dir herrührend betrachtete, derselbe Mensch, der den Oberst zu Boden geschlagen hat.“

„Aber wer kann das sein!“ brach der Rittmeister los. „Dahinter müssen wir jetzt zu kommen suchen. Vorerst aber wollen wir die Sache ruhen lassen. Ich ahne ein vortreffliches Abendessen.“

Die Türe wurde zurückgeschlagen, und des Rittmeisters alte Haushälterin hat die Herren ins Speisezimmer. Sie hatte sich dem Besuch zu Ehren besonders angestrengt, und Asbjörn Krag ließ sich das Essen schmecken.

Während der Mahlzeit sprach er nicht mehr von der

Sache, sondern suchte seinen Freund durch allerlei andere Gesprächsgegenstände zu unterhalten und abzulenken. Der Rittmeister sah meistens schweigend da.

Als sich die beiden Freunde vom Tisch erhoben, erklärte Asbjörn Krag, er wolle in der herrlichen milden Abendluft noch einen Spaziergang machen, und der Rittmeister begleitete ihn bis vor die Haustüre. Auf dem Hofe grüßte der Verwalter des Rittmeisters und deutete auf den Wald, an dessen Saum sich mehrere Pferde tummelten.

„Sehen Sie, dort weidet „Eva“, sagte er. „Jetzt hat sie ein neues Hufeisen. Aber woher zum Henker haben Sie gewußt, daß eines ihrer Hufeisen zerbrochen war?“

„Ich weiß viel mehr, als manche ahnen,“ antwortete der Detektiv, nickte dem Manne zu und ging seines Weges. Er ging langsam und summte ein Liedchen vor sich hin, so lange der Verwalter und der Rittmeister, der auf dem Hofe zurückgeblieben war, ihn sehen konnten. Sobald ihn aber die Bäume vor ihren Blicken verbargen, fing er an zu laufen. Er wollte noch einmal auf die Holstewiese, dorthin, wo der alte Mann überfallen worden war. Es fing sachte an zu dämmern, und der Tau begann zu fallen. Die Umrisse der Dinge verschwammen, die Bäume sahen nur noch wie graue Schatten aus.

Plötzlich blieb Krag auf dem Wege stehen, der sich wie ein Band über die Wiese schlängelte. Er war nicht allein an diesem unheimlichen Orte. Dort unter den schiefen, niederen Bäumen, gerade an der Stelle, wo der Oberst bewußlos gefunden worden war, sah er einen Schatten sich bewegen.

Es war eine menschliche Gestalt, die eines Mannes, und es sah aus, als ob dieser Mann nicht gesehen zu werden wünschte, denn er schlich sich vorsichtig unter den Bäumen hin. Er mußte also Asbjörn Krag ebenfalls bemerkt haben.

Rasch schritt der Detektiv auf ihn zu.

Nun hatte der Mann dort droben die Wahl, entweder schnell den Hügel hinunterzulaufen und damit zu verraten, daß er mit geheimen Absichten hier sei, oder Asbjörn Krag offen entgegenzugehen. Der Mann tat das letztere, er ging dem Detektiv entgegen.

Und nun, da er aus der Dunkelheit, die unter den Bäumen herrschte, hervorgekommen war, erkannte ihn Krag sofort. Es war der Herr mittleren Alters, der ausfah wie ein Lehrer und der ihm bereits bei seiner ersten Anwesenheit auf der Holstewiese aufgefallen war.

Der Mann grüßte und Krag dankte.

„Wir treffen an einem seltsamen Ort zusammen,“ stammelte der Mann einigermaßen verlegen.

„Und zu einer etwas seltsamen Tageszeit,“ fügte Krag hinzu.

„Vielleicht sogar zum selben Zweck?“

„Wer sind Sie?“ fragte Krag.

Der Mann lästete noch einmal leicht den Hut.

„Advokat Bogmann,“ sagte er.

„Aus Christiania?“

„Nein, aus der nächsten Stadt.“

„Ach so! Und Sie halten sich wegen dieser Sache hier auf? Vielleicht führt Sie die Hoffmung her, Rittmeister Nhes Verteidiger werden zu können?“

„Daran habe ich nicht gedacht,“ antwortete der Advokat abwehrend. „Mein Hiersein hat einen andern Zweck, und ich wünsche gar nicht, Rittmeister Nhes Verteidiger zu werden.“

„Warum denn nicht?“

„Weil ich keine Lust verspüre, eine so schlechte Sache wie die feinjige zu verteidigen.“

Asbjörn Krag lächelte.

„Oho, so hängt das zusammen? Sie gehören also zu den vielen, die den Rittmeister schon zum voraus verurteilen? Meinen Sie nicht, seine Sache stehe an sich schon schlimm genug, ohne daß auch Sie sich noch in seine Angelegenheiten mischen?“

„Ich habe von jeher einen ausgeprägten Gerechtigkeits-sinn gehabt,“ erklärte der Advokat. „Und ich habe das Gefühl, daß wir hier weit von der Gerechtigkeit entfernt sind, besonders seitdem der berühmte Detektiv aufgetaucht ist.“

Asbjörn blieb dieser Grobheit gegenüber vollkommen gelassen.

„Ich begreife Sie vollständig,“ sagte er. „Sie halten den Rittmeister für den Schuldigen. Und so weit kann ich Ihnen recht geben, es liegen allerlei Umstände vor, die dafür

sprechen. Aber es stecken hinter diesem Drama noch mehr und größere Geheimnisse, als wir bis jetzt wissen.“

Der Advokat blinzelte den Detektiv spöttisch an.

„Und dann ist hier auch viel, das man sieht und nicht sehen will,“ sagte er.

„Was meinen Sie damit?“

„Ich habe den Boden auf der Wiese auch untersucht.“

„So — ei was!“

„Und ich habe Fußspuren gefunden.“

„Von des Rittmeisters Pferd?“

„Ja.“

„Er hat aber doch das Recht, hier in der Gegend zu reiten, wo er will.“

Der Advokat deutete auf die Baumgruppe, wo der Oberst gefunden worden war.

„Aber die Fußtritte führen dorthin,“ sagte er. „Man sieht in dem lehmigen Boden die Spuren ganz deutlich.“

(Fortsetzung folgt.)

## Erinnerung.

Von Paul Ernst.

Ein unverheirateter Mann von etwa siebenzig Jahren bewohnte mit einer alten Haushälterin allein ein ererbtes Haus in einer kleinen deutschen Stadt. Man trat durch die Haustür mit der lange nachklingenden Schelle auf die große, kühle Treppe, aus welcher die gegenüberliegende Türe in den stillen grünen Hof führte. An den Wänden standen alte, dunkelbraune, geschnitzte Schränke. Eine gewundene flache Treppe mit eisengeschmiedetem Geländer, das schwarzes Rankenwerk mit vergoldeten Blumen darstellte, führte nach oben. In den Zimmern des alten Mannes reichten sich hohe Gerüste mit Bildern, hingen alte Bilder von Vorfahren, von Ansichten vertrauter Gegenden; geschweißte Stühle standen vor Tischen, welche auf gewundenen Säulen ruhten, auf denen Kupferwerke, Mappen, Bücher lagen. Mehrere Menschenalter hindurch hatten die Vorfahren des alten Mannes in diesem Haus gelebt; jedes Alter hatte Bücher und Bilder, Möbel und anderes zugekauft und neben den älteren Sachen aufbewahrt; nun erinnerte die Einrichtung denn an Leute, die längst verwest waren in der Kirchhoferde, von denen niemand mehr etwas wußte, wie der einsame alte Enkel; an Vater und Mutter, Großeltern und Urgroßeltern und Ahnen.

Der alte Mann hatte einen Freund gefunden, einen Jüngling, welcher mit vollen Wangen und blühenden Augen in die Welt sah. Er wollte erzählen, und man lauschte ihm jemand.

So saßen die beiden in einer Dämmerstunde um den großen runden Tisch. Sie hatten ein altes Buch besehen, das in gefalteten Kupfern einen großen Maßstab im siebzehnten Jahrhundert darstellte mit Wagen, die wie bauchige Drachen mit geringelten Schwänzen geschnitten waren oder wie fremdartige Vögel; eine beschaute Flasche Wein mit halbgefüllten Gläsern stand vor ihnen.

Wie man die Dunkelheit sich allmählich immer mehr sammelte, wie die Stille bemerkbar wurde und dem einen die Blicke des andern undeutlicher erschienen, da lehnte sich der alte Mann in den Lehnstuhl zurück und begann zu erzählen:

„Ich war als junger Mensch in die Großstadt gekommen, wo ich an der Universität Vorlesungen hören sollte. Meine Familie hatte keinerlei Beziehungen zu dem neuen Ort meines Aufenthalts — merkwürdig! Ich spreche sofort in abstraktem Ausdruck — und so ging ich denn durch die breiten Straßen zwischen den hohen Häusern, verloren in der fremden, hastenden Menge, und las die Ankündigungen von Zimmern an den Hauseingängen, stieg Treppen hoch und sprach mit Vermieterrinnen, sah mir Etuben an; und ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit zwischen gemeinen Menschen kam über mich mit lastender Schwere.“

Endlich fand ich eine Wohnung, die ganz anders war, wie die übrigen. Eine stille, vornehme Dame in Tranter von etwa vierzig Jahren öffnete mir, erwiderte gemessen meinen Gruß, der unwillkürlich achtungsvoll geworden war, und führte mich in das Zimmer, das sie vermieten wollte. Es war mit alten Möbeln aus dem Anfang des Jahrhunderts ausgestattet, die immer gut gehalten gewesen waren: die Fenster gingen auf einen sehr großen Hof, in welchem sich zwei Linden breiteten; Spähen lärmten in ihnen und die Sonne blühte in Tropfen, welche auf den grünen Blättern lagen. Ich erklärte, daß ich das Zimmer mieten wollte. Die Dame zögerte eine Weile, sah mich an, und sagte endlich: „Wir leben sehr zurückgezogen, es ist das erste Mal, daß wir das Zimmer vermieten, es ist immer sehr still bei uns gewesen.“ Ich fühlte, was sie sagen wollte, denn manche Neben der übrigen Zimmervermieterrinnen hatten mir gezeigt, welche Sitten herrschen mochten; aber ich war so verlegen wie die Dame und konnte nicht recht antworten: ich sagte nur, wahrscheinlich sehr schüchtern: „Sie werden mit mir zufrieden sein.“ Eine Art von Freude flog über ihre Gesicht, sie reichte mir die Hand.

Ich besuchte meine Vorlesungen, ging zum Essen, holte mir Bücher von der Bibliothek, las auf meinem Zimmer. Nach Mitternacht vermied ich Geräusche und Störungen meiner Mitbewohner. Es stellte sich heraus, daß die Dame noch ihre erwachsene

Tochter bei sich hatte; ein Dienstmädchen war nicht in der Wirtschaft: jeden Morgen kam eine Aufwärterin, welche auch mein Zimmer besorgte. Von dem Leben der Damen erfährte ich nichts; ja, sogar jenes Wenige wurde mir erst nach einigen Wochen klar.

Es fand ein großer festlicher Umzug statt, der durch unsere Straße kam. Ich sah in meinem Zimmer und war unentschlossen, ob ich mich von meinem Buche losreißen und auf die Straße hinunter gehen sollte; da klopfte es, und die Tochter trat in die Thür. Sie lud mich ein, in das Wohnzimmer der Familie zu kommen, um den Zug aus dem Fenster zu betrachten.

Wie soll ich das Mädchen beschreiben? Sie war ein schlankes, biegsames Kind von vielleicht siebzehn Jahren, in hellen Kleidern, mit lichter, leicht rosa angehauchtem Gesicht, das schnell blutrot werden konnte bei einer Verlegenheit, mit strahlenden, mitleidigen und zugleich scheuen Augen, und mit einem Mund, der ein so reizendes Lächeln hatte, ein so reizendes Lächeln, wie ich es nie sonst bei einem Menschen gesehen habe.

Ich trat in das Zimmer, begrüßte die Mutter; aber von dem ersten Augenblick an, da Lilla, so hieß das Mädchen, auf meiner Schwelle stand, war ein Band zwischen uns gewesen, das ich stark spürte, ein elektrischer Strom, welcher beständig gespannt war, fühlte ich mich innig vertraut mit ihr, wie wenn wir seit langem verbunden wären. Wenn ich zu ihr sprach, umging ich die Anrede, denn mir war, daß ich sie mit du ansprechen müßte, und das durfte ich doch nicht.

Die beiden Frauen lagen in dem einen Fenster, ich lag im andern. Wir sprachen miteinander; Lilla stand hinter ihrer Mutter, und inbessern sie redete, machte sie mir Zeichen. Die Mutter erzählte, daß sie am Nachmittag mit Lilla ausgehen wolle, um einen verprochenen Besuch bei ihrer Freundin zu machen. Lilla deutete mit dem Finger auf sich und schüttelte den Kopf. Die Mutter fragte, ob ich zu Hause bleiben werde; Lilla schüttelte den Kopf, ich schüttelte gleichfalls, es war mir, als werde ich durch ihre Bewegung gestimmt, denn mir war gar nicht klar, was das alles bedeutete. Lilla drückte ihre Freude aus, dann sah sie mich fest an, als wollte sie mir einen Gedanken mitteilen. Ich sprach ohne Högern aus, daß ich gegen zwei Uhr gehen wolle, um das Fest weiter zu betrachten. Sie lächelte, dann zeigte sie auf sich und hob vier Finger hoch; ich wußte, daß ich um vier Uhr in die Wohnstube kommen sollte. Aber das wußte ich wie im Traum.

Ich verließ das Haus Punkt zwei Uhr und lehrte kurz vor vier Uhr in meine Stube zurück. Als es vier vom nahen Turm schlug, klopfte ich leise an die Thür der Wohnstube. Niemand antwortete, aber ich hörte ein leichtes Rascheln. Vorsichtig öffnete ich die Thür; da sah Lilla in den Winkel des tiefen, alten Sofas gedrängt, die Fülße hochgezogen, sah nach mir hin. Eine festliche und fast schmerzliche Sehnsucht ergriff mich; ich eilte auf sie zu, kniete auf den Teppich vor ihr, nahm ihre Hände, küßte sie, hielt sie vor mein Gesicht und verbarg mein Gesicht in ihrem Kleid.

Sie lächelte wie ein silbernes Mägdchen, und vielleicht lächelte sie aus Befangenheit, denn eine süße Angst teilte sich ihr mit; sie schloß die Augen, und ich barg wieder mein Gesicht in ihrem Kleid. Nachher küßte ich sie.

Wir haben ja nichts gesprochen. Was sollten wir denn sprechen? Wir wußten uns nichts zu sagen. Aber wir hielten unsere Hände verschlungen.

Dem alten Mann rollten runde Tränen aus den Augen. Er schwieg eine lange Weile, dann entschuldigte er sich; es war eine merkwürdige Entschuldigung, die er vorbrachte; denn er sagte „so lange ist das nun her, daß man zu Tränen gerührt wird“, dann fuhr er fort:

Wir haben also eine Stunde zusammengesessen, haben nichts gesprochen, und sind selig gewesen. Als die Turmglocke fünf Uhr schlug, ich hörte deutlich die fünf Schläge, da sagte sie: „Du mußt nun gehen; ich habe meiner Mutter gesagt, daß ich Kopfschmerzen habe, deshalb hat sie ihren Besuch allein gemacht; sie kommt gleich wieder zurück, und sie darf dich nicht im Hause sehen.“ Ich zögerte, aber sie ließ sich nicht an, stand auf und zog mich an der Hand. Da küßte ich sie nochmals auf den Mund und ging; ich ging aus die Straße hinunter, irrte mit wehem Kopf ohne Ziel durch die Straßen und kam spät nach Hause zurück.

Als ich die Gänge aufgeschlossen hatte, merkte ich eine sonderbare Unruhe im Zimmer meiner Wirtin. Ich wollte vorher in meine Stube gehen, da öffnete sich die Thür, die Dame stand auf der Schwelle, verweilt, hatte die Lampe in der Hand. Hinter ihr im Dunkel war jemand, man hörte auch ein Rascheln. „Mein Kind stirbt“, sagte sie.

Ich begriff die Worte nicht und fragte gedankenlos „Wie?“ Dann aber wurde mir plötzlich alles klar, ich folgte der Vorausgehenden in das Zimmer. Der Arzt sah am Sofa, auf welchem das Mädchen gebettet war, eine andere Dame stand der Liegenden zu Häupten. Die Sterbende wendete mir ihr Gesichtchen zu und lächelte.

Mit anderem Ton sagte der Alte „ihr liebes Gesichtchen zu und lächelt.“ Dann fuhr er nach einer Weile fort. Die Mutter erzählte, daß das Kind herzkrank war. Sie hatte sie nie allein gelassen. Heute hatte sie eine Verabredung gehabt, das Kind hatte plötzlich Kopfschmerzen bekommen, sie war allein gegangen. Das erste Mal in ihrem Leben: als sie nach Hause kommt,

es ist kurz nach fünf Uhr, da hockt das Kind im Sofawinkel, die Fülße unter das Kleid gezogen, sieht sie mit großen Augen an und sagt: „Ich bin sehr krank, Mutter.“

„Ich weiß ja nichts von dem Kind“, schloß der Greis; es saß in meinen Armen, meine Tränen flossen ihm über das Gesichtchen. Ich weiß auch nichts von der Mutter, denn ich sagte ihr nichts und fragte sie nach nichts, ich war so erschüttert, daß ich die Stadt verließ. Wie habe ich wieder etwas von ihr erfahren.“

„Ja, ich weine, ich alter Mann“, sagte er noch zuletzt. „Weshalb soll ich nicht weinen? Sie können nicht wissen, weshalb ich weine; ich wollte es Ihnen ja gern sagen, aber ich finde die Worte nicht, denn einen Grund, den ich mitteilen könnte, habe ich ja nicht.“

## Kule.

Eine kleine Geschichte von R. v. d. Eider.

(Nachdruck verboten.)

Ob Tönnsen und Tiene Kule waren gute und getreue Nachbarn. Er besorgte seinen kleinen Haushalt und seinen großen Hühnerhof ganz allein, er schneuerte, jagte, wusch und kochte, wie es eine Hausfrau getan hätte. Tiene wiederum bestellte ihren Garten und Acker selber, grub, säete und erntete wie ein Mann. So lebten die beiden jahrelang friedlich nebeneinander, und wenn sie sich mal an dem gemeinsamen Brannen begegneten, sagte er: „Guten Tag, Frau Nachbarn!“ und sie antwortete: „Guten Tag, Nachbar!“ Gegenseitige Besuche gab es nicht, weil sich das doch nicht geschickt hätte; im übrigen erwiesen sie sich einander stets gefällig. Ob Tönnsen bekam alle Eierschalen aus Tienes Küche für seine Hühner, und weil es sich doch nicht paßte, daß sie hinüber ging, hatte sie draußen an der Mauer einen alten braunen Steintopf hingestellt. In diesen legte sie die Schalen; Ob holte sie sie selbst und legte zum Dank dafür die Knochen hinein, die in seiner Küche abfielen, und die Tiene wieder an den Lumpenmaier verkaufte.

Dies Verhältnis währte Jahre. Dre Krieg kam, Ob Tönnsen und Tiene Kule merkten kaum etwas davon. Sie bekamen nur ihre Erzeugnisse besser bezahlt als früher. In den Topf wanderten immer noch Eierschalen, ja es steckte auch sehr oft ein Knochen drin.

Im dritten Winter wurde alles knapper. Dennoch er-eignete sich eines Tages etwas, was die kleinen Heimlichkeiten der alten Leute ans Licht brachte.

Krüger Paasten hatte einen Hund, einen großen schwarzen Hund. Er war Herkules getauft, wurde aber kurzweg Kule genannt.

Im Frieden lag Kule wohlgenährt und behaglich vor der Thür des Kruges und sah die Vorübergehenden mit vornehmer Miene an. Jetzt hing ihm das Fell auf dem Körper wie dem Bettled ein gelackter Rock. Er strich fortwährend auf den Nachbarnhöfen umher und spähte aus nach etwas Freßbarem.

So kam er auf Tiene Kules Hof. Ob Tönnsen hatte gerade einen Knochen in den Topf gelegt, einen großen, schönen Knochen. Kule merkte ihn. Er fuhr mit dem Kopf hinein, erlachte den Knochen und konnte nicht wieder herauskommen, weil der Topf oben enger war als unten.

Er warf den Kopf mit dem Topf hin und her, vergeblich. Er rampte dabon, überlegte sich und sprang übers Staket auf die Straße. Die Kinder hinterdrein.

„Was ist los? Wer ist das? Ist das ein Tier? Was hat er für 'nen Kopf? Was für einen schrecklichen großen Kopf?“

Die Kinder johlten, die Erwachsenen traten aus den Häusern. Der Hund jagte wie geheißt die Straße entlang und wieder zurück. Dreimal ging es die Straße hinauf und hinunter. Da an der Ecke fuhr er mit dem Kopf gegen die Mauer. Der Topf zerbarst, Kules verhört Gesicht kam zum Vorschein. Eine Schar Jungen brachte ihn im Triumph zu seinem Herrn.

Nun kamen aber die Nachwehen der Geschichte. Am anderen Tage erzählte der Krüger seinen Gästen, bei Ob Tönnsen und Tiene Kule ginge es hoch her. Da gäbe es Braten und Eierpfannkuchen und Gott weiß was noch. Bei Väder Fint erzählten sich die Leute sogar, Ob Tönnsen und Tiene Kule würden sich heiraten und der Knochen wäre vom Hochzeitsbraten. Ja, die Leute traten sogar an die beiden heran und fragten, ob sie nicht etwas gebrauchten: einen neuen Anzug, ein schwarzes Kleid, ob sie nicht eins von den Häusern verkaufen wollten und dergleichen.

Tiene weinte vor Wut und schloß sich in ihre Stube ein, und Ob Tönnsen ging zwanzigmal in seiner Diele auf und ab, sahete einen großen Entschluß, zog die Sonntagsjoppe an und ging zu Tiene Kule.

„Frau Nachbarn“, sagte er, „weil es nun doch schon so ist, daß uns die Leute in dem Mund haben, da brauchen wir uns ja nicht mehr zu scheuen, daß wir zu alt zur Heirat sind. Wenn es Ihnen mit ist, dann kommen wir uns ja zusammen.“

„Ja, Ob, es ist mir mit“, antwortete Tiene. Sie stand resolut auf, wusch sich mit dem Schürzenzipfel den Mund ab und gab Ob Tönnsen den Verlobungsflug.

Am ihrem Hochzeitsstage haben die beiden alten Leute den Kule zum Essen eingeladen.

### Vermischtes.

**\* Paris des Großen Gemüsegarten.** Wenn uns auch vom Gemüsegarten des Altertums wenig bekannt ist, so wissen wir doch, daß er dem mittelalterlichen als Vorbild gedient hat. Vor allem waren es die Mönche, die den Völkern Mitteleuropas dieses alte Kulturerbe übermittelten, und zwar an erster Stelle die Benediktinermönche, die eine große Anzahl von den Römern übernommene Kulturpflanzen über die Alpen brachten und im 8. und 9. Jahrhundert einen geregelter Gartenbau in Deutschland einführten. Solche Benediktinermönche befanden sich auch am Hofe Karls des Großen, der neben seinen sonstigen bedeutenden Leistungen noch Zeit fand, den Garten und seine Kultur zu fördern. In seiner „Ordnung für die kaiserlichen Domänen“ vom Jahre 812 schrieb er genau vor, welche Pflanzen auf seinen Hofgütern zu halten seien, so daß wir uns ein ziemlich genaues Bild davon machen können, wie es damals in diesen Gärten aussah. Danach wuchsen in ihnen außer Apfel-, Birnen-, Kirschen-, Blaumen-, Quitten-, Mispel-, Aprikosen-, Vogelbeer- und Maulbeerbäumen und Gebüsch von großen weissen Haselnüssen allerlei Gewürzkrauter und Gemüse, wie Kohl, Mohrrüben, Saubohnen, Knoblauch, Zwiebeln, Knoblauch, Schnittlauch, Petersilie, Kerbel, Melde, Bohnenkraut, Dill, Wiesen- und Gartensümmel, Dorianter, Thymian, Minze, Fenchel, Kresse, Lattich, Endivie, Erbsen, Melonen, Gurken, Bohn, Sellerie, Senf und Anis, auch eine Menge heute nicht mehr gebräuchlicher Heilkräuter. Blumen, die hier gezogen wurden, wie Rose, Lilie, Nelke, blaue Schwertlilie, allerlei Goldblaud und Päonie, verdankten das zunächst nicht der Freude an ihrer Schönheit, sondern der schon ihrem Dufte, mehr aber noch ihren zerquetschten Blumenblättern beigelegten Heilwirkung. Aus dem Jahre 830 besitzen wir den allerdings nicht zur Ausführung gelangten Vauvis des schon damals bedeutenden Hofmeisters von St. Gallen. In ihm werden drei Arten von Gärten unterschieden, nämlich Obst-, Gemüse- und Arzneigärten. Der Obst- oder Baumgarten diente zugleich als Begräbnisplatz. Wichtigster war der Gemüsegarten, da die Mönche schon wegen der Forderung vegetabilischer Kost zum Gemüsebau verpflichtet waren.

**\* Wertverteilung von Gurken.** Die ausgezeichnete Gurkenerte, die der Sommer uns bescheidet hat, fordert die Hausfrauen zu verständiger Ausnutzung dieser wohlgeschmeckenden, vielfältig verwendbaren Gemüsepflanze auf, deren für die Gesundheit zuträglich Eigenschaften schon im Altertum bekannt waren. Das Beste an der Gurke ist ihr Saft, den man also nicht, wie es früher geschah, bei der Salatbereitung fortgießen soll. Er wirkt kühlend und durstlösend, wird daher auch Fieberkranken gern gegeben; man wendet ihn gegen Blutspüren an und traut ihm eine heilkräftige Wirkung gegen Lungenschwindsucht zu; auch soll er blutreinigend wirken, ins Ohr geträufelt, Ohrenschmerzen vertreiben und mit Glycerin vermischt ein Schönheitsmittel abgeben. Gurkengemüse, für dessen Zubereitung die geschälten Gurken in Salzwasser ausgekocht und dann in einer Mehlschwitze mit etwas Muskat geschmort werden, ist ein sehr empfehlenswertes Gericht, das auch von einem gegen viele Gurken empfindlichen Magen vertragen wird. Der moderne Kinderarzt empfiehlt das Gurkengemüse seiner leichten Verdaulichkeit halber den Säuglingen. Die Gurken in Scheiben geschnitten und mit Salz bestreut kann man als Brotbelag verwenden oder mit verschiedenen Soßen als Salat verzehren. Die sogenannten gefüllten Gurken werden der Länge nach halbiert, von den Kernen befreit und mit Hackfleisch, gehacktem Gemüse und anderen Füllungen angerichtet, nachdem man sie in Salzwasser und Essig abgewellt hat. Zur Gurkensoße dampft man die Früchte in hellbraun geröstetem Mehl und gibt Fleischbrühe, Estragonessig und ein Stück Zucker daran. Das Einmachen der Gurken als Salz-, Senf-, Zucker- und Essiggurken ist allgemein bekannt und aus jedem Kochbuch zu ersehen. Zum Einmachen wählt man die kleinsten, für sofortige Verwendung sind die schlankest grünen am geeignetsten, während die gelben diesen überreife und weniger zart sind. Glatte Früchte sind süßer als warzige. Um Gurkenalat zu sterilisieren (Zeitdauer 20 Minuten) nehme man möglichst kernlose Schlangen- oder Kalgurken, fülle die mit dem Gurkenhobel feingeschnittenen sofort in Gläser, gieße eine schwache Essiglösung darüber und erhitze sie auf 80 Grad, aber nicht höher, da sonst die Frucht bräunlich wird. Die Blätter der Gurke liefern ein spinartartiges Gemüse; in Wein gegart, stellen sie ein gutes Mittel gegen Hämorrhoiden dar.

**\* Ein Kochen ohne Zucker.** Eine altbewährte zuverlässige Art, „Obst ohne Zucker“ anzukochen, ist folgende: Feste, reife Kirschen und Weichseln werden von den Stielen befreit, gewaschen und zum Trocknen auf ein Tuch gelegt. Dann in Dunstgläser eingeküllt, vom Rande des Glases muß ein daumbreiter freier Raum bleiben. Man überbindet man die Gläser zuerst mit einem weissen Leinwandstückchen, darüber Pergamentpapier, und läßt sie, vom ersten Aufwallen des Kochwassers gerechnet, ¼ Stunde im Dunst kochen. Nach mehreren Stunden aus dem erlalteten Wasser herausnehmen und an einem kühlen, trockenen Ort aufzubewahren. Bei Kirschen, Zwetschen, Aprikosen, Marillen, die man geschält oder ungeschält einlegt, nimmt man die Kerne heraus. Reifes, festes Obst nehmen. Dreijährige Haltbarkeit erprobt. Hat man

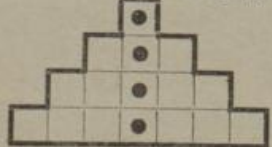
feine Watte zur Verfügung, kann man davon eine dünne Lage über das Glas spannen, darüber das Leinwandstückchen und dann das Pergamentpapier legen. — Obfsaft. Das Beerenobst, jedweder Art, wird mit einem Löffel zerdrückt, den ausgepreßten Saft läßt man durch ein Tuch durchfließen, füllt ihn in enghalsige Flaschen, doch nicht bis zum Rande derselben, verkorkt sie fest, macht 4 Einschnitte in den Kork, überbindet denselben kreuzweise mittelst Spagatadlingen; ½ Stunde im Dunst kochen lassen. Nach einigen Stunden herausnehmen, den trockenen Kork mit Hart- oder Siegellad überstreichen. Die Flasche liegend an einem kühlen Ort aufbewahren. Die entkernten Weichseln und Kirschen werden zuerst in einem Saemrüser zerdrückt, dann läßt man den Saft durch ein Tuch durchfließen. Des Wohlgeschmades wegen kann man einige ausgelöste, zerstoßene Weichselkerne mittelst Jahrelange Haltbarkeit. — Apfelmilch. Süße, saftige Äpfel und Birnen (von beiden Obstsorten je die Hälfte genommen, verleiht süßeren Geschmack) werden ungeschält in der Mitte durchgeschnitten, in einem Einsiedelkessel mit etwas Wasser über offenem Feuer weich gekocht, der entstandene Saft durch ein Tuch gepreßt, worauf dieser in Stempische eingekocht wird und in Steintöpfen oder wenn sehr viel Obst zur Verfügung steht, in Fätschen aufbewahrt wird, in welchen er sich jahrelang gut erhält. Wohlgeschmeckend und gesund.

### Büchertisch.

**— Sonntags des Glücks.** Die Symphonie eines Lebens, Roman in vier Sätzen von Benke von Kraft. Zwei Bände. (Verlag von Bong u. Co. Berlin). Der junge österreichische Boel, der schon nach seinem Erscheinen von der literarischen Kritik gerühmt wurde, hat sein erstes größeres Werk herausgegeben. Im kleinen Dürenstein spielt dieses Menschenjünglingsbuch, als Schicksal des Wolfgang Amadeus Bürger und der Seinen ungeschicklich es, und aus diesem Schicksal erwächst im Gleichnis ein allgemein menschliches, durch zwei Generationen. Dem Organisten Bürger wird ein Bub geboren, damit hebt's an, und mit dem Hofe des Czars schließt es. Diefem stillen Schicksal des einen verfallen sich die Schicksale der Freunde, mit denen Wolfgang Amadeus Bürger im Quartett mitzitiert, des Pfarrers Sebastian Haupt, des Uhrmachers Franz Hegermoos und des ungeliebten, friedlosen Rudolf Friedland. Wie sich deren Leben zum Quartett verquickt, so schlingt und wirt sich das ihrer Kinder durcheinander und löst sich, wie im Spiele, sah abbrechend in Dissonanzen und wieder harmonisch verklingend. Diese Menschenjünglinge malte ihr Schöpfer in die herausstehende Süße der Wagnar hinein, in den Frühling, Sommer, Herbst und Winter dieser natürlichen Musik; aus der Dürnschiner Landschaft steigen sie auf und wachsen in die weite Welt hinaus, in sie fliehen sie zurück oder finden den Weg nicht mehr dahin.

**— Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands.** Herausgegeben von der Dresdner Bank, Berlin. Diese vor dem Kriege bereits in zwei Auflagen veröffentlichte Schrift liegt nunmehr in dritter, wiederum erweitelter Ausgabe vor. Die Einleitung enthält einen kurzen Ueberblick über die deutsche Kriegswirtschaft. In knappen, treffenden, von kurzem erläuternden Text begleiteten statistischen Tabellen gibt das Buch ein umfassendes Bild von der Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft in den letzten 30—40 Lebensjahren. Ueberall sind, soweit möglich, die Ziffern für 1913/14, die bis jetzt vielfach nur an sehr wenigen Stellen zu finden sind, eingesetzt. Das Bild der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Deutschlands wird durch die jeweils zum Vergleich beigefügten Zahlen für England, Frankreich und die Vereinigten Staaten noch instruktiver. Die uermüßliche Arbeit der Friedensjahre bildet auch die Grundlage der Leistungen, die Deutschlands Industrie und Landwirtschaft, Bank- und Verkehrsweisen während des Krieges aufweisen. Das Buch, das ein wertvolles Werbemittel für die nächste Kriegsanleihe darstellt, dürfte daher gerade jetzt allen an der deutschen Kriegswirtschaft Interessierten besonders willkommen sein. Es wird auf Wunsch Aktionären der Bank und Interessenten vom Archiv der Dresdner Bank, Berlin W 8, und den sämtlichen Niederlassungen der Dresdner Bank kostenlos zur Verfügung gestellt.

### Magisches Dreieck.



- Ronjonant.
- Zeitaltschnitt.
- Baum.
- Geiß.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AA, O, D, EE, F, HH, II, LL, M, N, S derart einzutragen, daß die mittlere senkrechte Reihe einen männlichen Vornamen ergibt, während die wagerechten Reihen die beigefügte Bedeutung haben.

(Lösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Anagramms in voriger Nummer: Rotwein. (Aus Umstellung der Buchstaben entsteht „ein Wort“.)